

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 167.

Donnerstag, 21. Juli

1927.

(7. Fortsetzung.)

Grit und die Drei.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Curt Selbert.

Ein Umstand war es, der ihm immer noch zu denken gab. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß Rita, die ihn zum Freunde haben wollte, den Vater veranlaßt haben mußte, ihn zu engagieren.

Warum also betonte der alte Amberg immer wieder, daß er allein es gewesen sei, der dem unschuldig Verdächtigten helfen wollte? Wollte er Rita decken? Aber er ahnte doch nichts von ihrem Verhältnis zu ihm? Was war das für ein Geschäftsmann, der auf Bitten seiner Tochter einen Profuristen verpflichtete und sich nicht dachte, dahinter müsse etwas stecken? Bert wurde aus der ganzen Geschichte nicht klug, er mußte einerseits glauben, daß Amberg aus eigener Initiative gehandelt habe, andererseits sah er in Rita die Triebfeder seines Handelns. Welche Empfindung trug, welche war richtig?

Mit dem Zweihirz war er richtig abgefahren und kam am Nachmittag in Kleinmöhlen an. Natürlich durfte er kein Fuhrwerk nehmen, sondern mußte zu Fuß gehen, was bei dem Wetter kein Vergnügen war. Er stampfte auf der Chaussee einher und suchte auf sich selbst, daß er keine hohen Samaschen angezogen hatte. Bald waren Schuhe und Füße durchnäßt, und jetzt kam erst der beschwerlichere Teil des Weges, denn er näherte sich langsam dem Gutshof und mußte feldwärts wandern, um bei anbrechender Dunkelheit heimlich sich ihr nähern zu können.

Es gibt ein Sprichwort: Wie man's macht, ist's falsch. Wenn Bert am hellen Tage einfach auf den Gutshof gegangen wäre und Fräulein Hejermanns zu sprechen verlangt hätte, alles wäre in wenigen Stunden erledigt gewesen.

Er hätte sie in einer Verfassung gefunden, die ihm nur günstig war, und sie würden voraussichtlich nach kurzer Aussprache mit dem Baron ohne Aufenthalt das Gut verlassen haben können.

Aber das wagte er eben nicht, wußte er doch nicht einmal, ob sie ihn überhaupt anhören werde, und sich auf dem Gutshof vor versammeltem Personal blamieren zu lassen, lag nicht in seinem Sinn. Also mußte er versuchen, von irgend jemand unauffällig zu erfahren, wo sich ihre Zimmer befanden, und dann den ersten Versuch, sie zu sprechen, aus der Entfernung unternehmen.

Spät am Abend war es bereits, als er das Wäldchen hinter dem Herrenhaus erreichte und sich von dort langsam an die Gebäude herannaherte. Im linken Flügel gingen ihre Fenster zu ebener Erde auf den inneren Hof. Das hatte er von einem Jungen erfahren, dessen Vater auf dem Gut arbeitete und der recht gut Bescheid wußte. Auch den Weg hatte er ihm gewiesen und ihm sogar verraten, daß sich zwischen Herrenhaus und Seitenflügel ein Zwischenraum befinde, der nach außen hin durch eine niedrige eiserne Türe abgesperrt sei, die man leicht überklettern könne. Der Junge kam bei seinem Bericht sehr wichtig vor, anscheinend hatte die Schönheit der Gesellschafterin auch auf ihn ihren Einfluß nicht verfehlt.

Ungefähr gegen elf Uhr erreichte er die kleine eiserne

Pforte und stellte fest, daß sie gar nicht verschlossen war, sondern sich nur etwas schwer öffnen ließ.

Der zweite, der die Fenster im Erdgeschoß des linken Flügels nicht aus den Augen ließ, war Herr von Eggebrecht. Er stand seit fast einer Stunde im verdunkelten Raum und starrte hinüber, versuchte sich in Gedanken auszumalen, was drüben hinter dichtverschlossenen Gardinen vorging, sah dann, wie das Licht erlosch und träumte dann leise den Traum eines Mannes, der im Leben vielen wundervollen Frauen begegnet war und es trotz aller Erfolge beim weiblichen Geschlecht versäumt hat, sich rechtzeitig eine einzige schöne Frau fürs Leben zu nehmen, so daß er nun im Alter allein stand.

Wenn ich diese Frau vor Jahren kennengelernt hätte, vielleicht hätte sie das für mich werden können, was sie heute mir nicht mehr sein kann, da ich zu alt bin, um ihr das zu sein, was eine solche Frau von einem Mann verlangen muß. Ich bin zu alt geworden für so ein junges Ding, aber doch möchte ich ihr einmal sagen, daß ich sie gern habe, und sie bitten, hier zu bleiben. Vielleicht wird sie's tun, wenn ich sie recht bitte. Ich habe keine Erben und werde nicht mehr lange leben.

Am liebsten wäre er jetzt gleich hinuntergegangen und hätte es ihr noch gesagt, aber das war natürlich unmöglich. Schon wollte er sich vom Fenster zurückziehen, da kam ihm der Zufall zu Hilfe.

War das nicht ein menschlicher Schatten, der sich an der Hauswand entlang bewegte? Rasch hielt er sein Einglas vor das linke Auge und erkannte trotz der starken Dunkelheit eine männliche Gestalt, die aus dem kleinen Gang, in dem sie sich zweifellos versteckt gehalten hatte, herausstieß und an den Fenstern des linken Flügels vorbeihuschte. Plötzlich war sie verschwunden. Wer konnte der Mensch sein? Ein Dieb? Oder einer, der zu ihr wollte? Dieser Gedanke ließ ihn auffahren. Mit Blüheschnelle hatte er einen Mantel umgeworfen, im Flur einen Knotenstock ergriffen, seine Blendlaterne aus der Tasche gerissen und war zur Tür geeilt.

Bert war ungeschlüssig, was er tun sollte. Ohne Frage waren das ihre Fenster, aber sie waren dunkel wie die Nacht ringsum und kein Laut drang aus den Zimmern.

Sollte er klopfen? Er versuchte es, doch im gleichen Augenblick fühlte er, wie der Schein einer Blendlaterne sein Gesicht und seinen Körper traf, und er hörte, wie eine rauhe Stimme fragte, wer er sei und was er wolle.

Mit einem Satz sprang er auf den Mann zu, schlug ihm die Laterne aus der Hand und flüchtete an der Wand entlang, um die Ecke, durch die kleine Pforte, wie er gekommen war, lautlos und schnell. Draußen begann er zu laufen, als sei der Teufel hinter ihm.

Eggebrecht, den die zur Erde gefallene Laterne mit ihrem Keßel traf, sprang zur Seite, um dem Kerl — man konnte nicht wissen — kein Schußfeld zu bieten, da öffnete sich das Fenster, und Grit stand im Nachtgewand, über das sie einen Mantel geworfen, vor ihm.

„Herr Baron?“ fragte sie maßlos erstaunt.

Er verbeugte sich und hob die Laterne auf.

„Verzeihen Sie die Störung. Eigentlich habe ich Sie nicht gestört, sondern ein anderer.“

„Ja, wer denn?“

„Sie begriff immer noch nicht.“

„Wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen sagen, aber er kam hier hereingeschlüpft, tastete an Ihren Fenstern entlang. Ich sah ihn von drüben her und eilte herbei, um Sie zu schützen, denn ohne Zweifel wollte er bei Ihnen einbrechen.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Sie ahnte bereits, daß Bert es gewesen sein mußte.“

„Weil er hier stehen blieb und an das Fenster klopfte.“

„Es klopfte an das Fenster? Davon habe ich ja gar nichts gehört.“

„Ja, Sie haben einen guten Schlaf, aber ich sah und hörte es. Jedenfalls ist er nun fort, und wir wollen hoffen, daß er nicht mehr wiederkommt. Ich werde morgen alle Vorsichtsmaßregeln treffen lassen.“

„Ich danke Ihnen vielmals, Herr Baron, aber bleiben Sie, bitte, jetzt nicht im Regen stehen. Sie können sich den Tod holen.“

Grit reichte ihm die Hand durch das Fenster, die er ergriff und an die Lippen drückte.

„Einen Gegner habe ich abgeschlagen, dachte er.“

„Hoffentlich kommt er bald wieder, dachte sie.“

Inspektor Ehrngruber hat die ganze Szene erheblich anders gesehen, und zwar deshalb, weil er die ganze Szene eben nicht gesehen hatte. Sein Zimmer lag denen Grits gegenüber im rechten Flügel im ersten Stock. Dort hatte er ihre Fenster beobachtet, bis das Licht erlosch, und sich zur Ruhe begeben.

Noch nicht lange konnte er geschlafen haben, als er von irgendeinem Geräusch geweckt wurde. Stimmen oder ein Klopfen war es, das ihn wachrüttelte. Er eilte ans Fenster und sah, wie Grit unten das ihre öffnete und mit jemand sprach, der vor ihr stand, in einen Mantel gehüllt und ohne Hut.

Es war der Baron, kein Zweifel möglich. Was wollte er zu so später Stunde vor ihren Fenstern? Und sie? Gab ihm die Hand und verabschiedete ihn? Auf wie lange? Ehrngruber drückte seine schweren Fäuste gegen die Fensterscheiben, daß sie fast seinem Druck nachgegeben hätten.

Und als am anderen Morgen sowohl der Baron als auch Fräulein Grit ihm mit großem Eifer von den Ereignissen der Nacht berichteten, tat er sehr erstaunt und empört, aber er dachte sich sein Teil.

Der Schuh.

Es war der Tag der Telegramme. Drei liefen ein. Das erste erhielt Maffentin ganz früh am Morgen. Es kam von seinem Gut und besagte, in der Nacht sei die große Scheune angezündet worden oder irgendwie in Brand geraten und bis auf die Grundmauern vernichtet. Er möge sofort herauskommen, man wisse sich keinen Rat, was geschehen solle. Maffentin fluchte nicht schlecht, denn draußen war ein Hundewetter, kalt und frostig, aber was blieb ihm übrig?! Er bestellte den Wagen für den Nachmittag, da er vor fünf Uhr nicht fertig sein konnte und kündigte sein Eintreffen per Auto telegraphisch an.

Das zweite Telegramm traf gegen Mittag auf dem Gute des Herrn von Eggebrecht ein, war an diesen selbst gerichtet und lautete:

„Abhole mich heute abend acht Uhr Bahnhof.“

Eine Unterschrift fehlte. Eggebrecht ging mit dem Wisch in der Hand durch die Zimmer. Was war das für ein Telegramm? Wer bat ihn, nach dem Bahnhof zu kommen und ihn abzuholen? Vielmehr, wer konnte ihn darum bitten? Verwandte hatte er so gut wie keine, stand mit niemand in engerer Fühlung, und die paar Freunde auf benachbarten Gütern pflegten einfach vorzufahren, wenn sie ihn besuchen wollten, statt sich pompös anzukündigen.

„Wo kommt das Telegramm denn her?“ fragte Grit.

„Da haben Sie recht, habe noch gar nicht nachgesehen.“

Er drehte es hin und her, entzifferte schließlich:

„Aus Schöneiche.“

„Aber das liegt doch ganz in der Nähe?“ lachte Grit, „sicher ein Scherz oder ein Irrtum.“

Herr von Eggebrecht war nicht dieser Ansicht, Natürlich lag Schöneiche nur eine Bahnstation von Kleinmöhlen entfernt, aber konnte nicht jemand, der dort zu tun hatte, ausgestiegen sein und telegraphiert haben? Den Namen hatte er in der Eile vergessen.

„Wollen mal sehen, vielleicht fahr' ich heute abend hin, vielleicht auch nicht“, sagte er.

Aber er war fest entschlossen, doch hinzufahren, dafür war er viel zu neugierig. Möglich, daß wirklich ein guter Bekannter kam, und den ließ er dann unnötigerweise am Bahnhof stehen. (Fortsetzung folgt.)

Kalender-sonett.

Im Januar ist der Schnee noch neu und weiß,
Im Februar tropft es schon auf alle Arten,
Im März kann man den Frühling kaum erwarten,
So nah ist der April und doch so heiß!

Auf Knabenschritten in den Mai kommt leis
Der Frühling dann und schläft im Junggarten.
Im Julifeuer bräunen sich die Barten:
August ist eine Birne — nimm und beiß.

Allmählich wird es kühler im September,
Durch den Oktober segt der Blättertan,
Und endlich gar, wie traurig, ist's November.

Doch sind die Tage nicht so dunkel ganz;
Durch irgendeinen Türspalt kommt ein Glanz
Vom Weihnachtsbaum herein in den Dezember!

Elgismund v. Radeckl.

Binden und Lösen.

Eine volkstümliche Studie zur Erntezeit.

Von Ernst Edgar Reimerdes.

Mit dem letzten Büschel Ähren, den man ehemals während der Ernte an der Ecke eines Kornfeldes stehen ließ, mit Blumen schmückte und mit einem bunten Band umwand, glaubte man in alter Zeit, als noch die Überreste heidnischen Dämonenglaubens in den Köpfen der Menschen herumspukten, den Kornegeist gefangen genommen, gebunden und somit unschädlich gemacht zu haben. Aus diesem Brauch ist das Binden und Lösen entstanden, das man heute noch, namentlich in Norddeutschland (Westfalen, Pommern, Brandenburg, Mecklenburg usw.) kennt. Wenn der Gutsherr oder ein Mitglied der Familie während der Getreideernte zum erstenmal auf dem Felde erscheint, auf welchem das Korn gemäht oder gebunden wird, umwindet eine der Binderinnen seinen rechten Arm oder die Hand mit einem aus Ähren und Blumen hergestellten Seil oder einem bunten Band, wobei sie einen Spruch her sagt, in dem u. a. gute Wünsche für die Familie enthalten sind. Bei einer jungvermählten Gutsherrin heißt es z. B.: „Ist mein Band auch schlecht (schlecht), ist mein Wunsch doch recht, so viel Korn in diesem Band, so viel Glück im Ehestand, nehm' den Schrank (das Band) in meine Hand, bind's um Ihre schneeweiße Hand, hab ich mein Sach' nicht aut gemacht, so bitt' ich, daß ich nicht werd' ausgelacht, die gnädige Frau wirts nicht versagen, heut' meinen Schrank mit Ehren zu tragen.“ Beim Gutsherren lautet der Spruch folgendermaßen: „Es kommt ein sehr geehrter Herr, in seine Ernte gegangen, wir nehmen ihn freundlich und huldreich gefangen, nicht aus Sak und Reid, sondern aus lauter Freundlichkeit, er wolle sich nicht lange bedenken, und eine Flasche Bier uns schenken. Ist seine Gabe auch noch so klein, wir wollen damit zufrieden sein.“ Durch ein Geldgeschenk muß der Gebundene sich freikaufen, lösen. Auf Rügen, wie überhaupt an der Ostsee, ist es üblich, daß meist die ganze Gutsherrschaft vollständig am ersten Erntetag auf dem Felde erscheint, um sich binden zu lassen, was viel dazu beiträgt, die Arbeitslust zu fördern und gute Stimmung unter den Leuten zu verbreiten. Man weist dort auch jedem zufällig daherkommenden Fremden den Weg zu versperren, wozu meist die hübscheste Binderin ausersehen wird. Während sie dem Ahnungslosen ein Büschel Ähren um den Arm schlingt, sagt sie den Spruch her: „Ich komm' den Herrn zu binden, mit Ähren an umwinden, und wünsch' ihm viel Glück und Ehr, und daß er mir auch etwas bescher, Gott seane das Rügenland!“ Das Trinkgeld nimmt entweder die Binderin oder der Vormäher in Empfang. In Oldenburg bindet man dem Hofbesitzer, wenn er zum erstenmal bei seinen Schnütern auf dem Felde erscheint, die Füße

mit einem Strohfell zusammen, so daß er sich nicht von der Stelle rühren kann und schnellst auslösen muß. Auch im Schwarzwald übt man hier und da den alten Brauch des Bindens und Löfens, dort sagt die Binderin dabei den Spruch her: „Hier schütt' ich meine Angla (Grannen an den Ähren), den Herrn nehm' ich gefanga, gefanga müßet Sie sei, bis Sie langet in' Sad' nei.“

In einigen Gegenden kennt man neben dem Binden noch das sogenannte Striegeln, ebenfalls eine Gefangenname mit Lösung, wobei jedoch die Binderinnen nichts zu tun haben. Betritt der Herr oder ein Fremder das Feld, so nehmen die Schnitter ihn plötzlich in ihre Mitte, singen ein altes Mäherlied und schleifen, „striegeln“, bei gewissen Stellen im Takt ihre Sensen. Erst wenn das Lösegeld bezahlt ist, öffnen sie den Kreis und geben den Gefangenen frei. Abirgens kennt man auf den Reissfeldern Birmas eine Sitte, welche an das Binden erinnert und auf einen gewissen Zusammenhang mit dem deutschen Brauch schließen läßt. Die Erbsämlin empfängt dort in einer kleinen Hütte, an deren Eingang zwei Schnüre befestigt sind, ihre Opfergaben. Mit diesen Schnüren sollen die bösen Geister gebunden werden, welche unbefugt das Feld betreten.

Das Totem.

Von Eugen Schmid.

„Einen Augenblick, mein Herr!“

Dieser Ruf des Portiers in dem vornehmen Hotel, dessen Bestibül ich soeben verlassen wollte, galt mir.

„Einen Augenblick, mein Herr, Sie haben etwas verloren.“

Ich griff heftig erschrocken nach meiner Geldbörse. Aber Gottlob, ich hatte sie noch. Wäre das auch eine Blamage gewesen, wenn sie gefunden und dabei entdeckt worden wäre, daß nur eine Mark dreilundzwanzig Pfennige drinnen waren.

Nun gab mir ein Hotelboy ein Etwas, das zunächst verwirrende Ähnlichkeit mit einem nicht mehr ganz sauberen Taschentuche hatte. Bei näherem Zusehen aber erwies es sich als ein mächtig großes Stück gelbliches Zeug: ich dachte, es müßte Flanell sein oder dergleichen.

„Das haben Sie verloren, mein Herr!“ sagte der Portier mit vornehmem Lächeln.

„Um Vergebung“, bemerkte ich zaghaft, „das muß ein Irrtum sein; ich wüßte nicht, wie ich zu diesem merkwürdigen Ding kommen sollte.“

„Aber es ist Ihnen aus der Tasche gefallen“, sagte nun der Portier mit jener Selbstsicherheit, die den geborenen Herrscher kennzeichnet.

Dagegen ließ sich nichts machen. Mit der mir eigenen Scheu vor der Würde des Höherstehenden kopfte ich das gelbliche Etwas in meine Manteltasche und entfernte mich beschleunigt, verfolgt von dem zweideutigen Lächeln des Hotelgewaltigen.

Mein Weg führte mich ins Theater, wo ich eine Dame abzuholen hatte. Als ich mit ihr im Foyer stand, das, wie gewöhnlich überhellt war, wollte ich mir die schweißbedeckte Denkerstirn abwischen. Ich griff in die Tasche und — hielt das mir aufgezwungene Flanellstück in der Hand. Seine fatale Ähnlichkeit mit einem nicht einwandfreien Taschentuch machte sich in diesem Augenblick besonders aufdringlich geltend. Es traf mich ein erst verwundertes, dann sehr abweisender Blick meiner Donna, und eine halbe Sekunde später stand ich verlassen.

Wütend stürzte ich von dannen. Auf dem Theaterplatz draußen aber packte ich mit nerviger Faust den Unglücksflanell und schleuderte ihn zu Boden. Allein das Auge des Gesetzes hatte mich dabei erpäht. Ein Schutzmann hielt mich an und setzte mir in bedeutungsvoller Rede auseinander, daß es unstatthaft sei, Gegenstände auf öffentlichen Plätzen wegzwerfen.

So mußte ich den Fund zum zweiten Male in die Tasche stecken. Um der Zuschauermenge, die sich bei meinem Duett mit dem Schutzmann rapid zusammengeballt hatte, zu entgehen, stieg ich in eine Straßenbahn. Mir gegenüber plauderte eine junge Dame mit ihrer Freundin. „Ach“, so hörte ich sie sagen, „wie ärgerlich, nun sind meine Schuhe auf dem kurzen Fußweg ganz staubig geworden! Und ich habe gar nichts, um sie ein bißchen abzuwischen.“

Aber ich, meine Gnädige“, rief ich da erfreut dazwischen. „Warten Sie, ich kann Ihnen gleich dienlich sein!“ Und rasch zog ich das Flanellstück hervor und begann damit die stierlichen Schuhen meines Gegenübers so eifrig zu behandeln, als wäre ich zettelbenschuhpucker gewesen. Ich war richtig glücklich, daß der mir aufgezwungene Gegenstand nun doch noch zu Ehren kommen sollte.

Doch da erscholl vom anderen Ende des Wagens eine drohende Stimme: „Männchen, Sie sind wohl lange nicht in der chirurgischen Klinik gewesen? Wenn Sie den Fuß meiner Frau nicht augenblicklich loslassen, haue ich Ihnen eine über den Schädel, daß Sie gleich ein Logis in der unheilbaren Abteilung beziehen können!“ Und wild gestikulierend drängte sich ein Bühne, der einem Berliner Boxklub angehören mochte, durch den allfälligerweise überfüllten Wagen auf mich zu. Ich sprang eilends wieder ab, nicht ohne daß der Schaffner mir vorher den im Schreck fallen gelassenen Flanell wieder in die Tasche geschoben hatte.

Durch solche Erlebnisse vorübergehend zum Menschenfeind geworden, bog ich in eine dunkle Seitengasse ein. Und hier, wo kein patrouillierender Schutzmann zu fürchten war, ließ ich sachte, sachte, wie ganz unbemerkt, den Flanell aus der Tasche gleiten. Aber sofort wurde ich wieder angefaßt: „He, Herr! Sie haben was verloren!“ Und schon stand vor mir ein stieradiger Kerl mit Ballonmütze, der mir grinsend — soweit das in der Dunkelheit zu bemerken war — den Flanell unter die Nase hielt.

Was wollte ich machen! Resigniert nahm ich den Flanell. Resigniert erfüllte ich den liebenswürdig gestifteten Wunsch des Ballonmützenmannes nach einem Funderlohn, als den ich meine ganze Barschaft von einer Mark dreilundzwanzig einhändigte. Resigniert schlich ich dann dem Frieden meines Hauses zu. Und da ich keinen Versuch mehr machte, mich meines Fundgegenstandes zu entledigen, kam ich nun unangefochten heim.

Am nächsten Morgen las ich in der Zeitung ein großes Inserat: „Verloren wurde gestern von einem Weltreisenden ein echtes indianisches Totem. Da das Totem von Lalien sehr leicht für ein wertloses Stück Stoff gehalten werden kann, empfiehlt sich besondere Aufmerksamkeit. Rückgabe gegen sehr hohe Belohnung im Hotel X. erbeten.“

Ich stürzte auf meinen Mantel zu. Denn das mein ominöses Flanellstück jenes wertvolle Totem sein mußte, unterlag gar keinem Zweifel. Da bemerkte ich, daß die Tasche ein Loch hatte. Durch dieses war das wiederholt vergeblich weggeworfene Totem offenbar zuletzt von selbst unbemerkt hinausgerutscht.

Indianische Totems sollen mitunter Überlieferer alter Weisheitslehren sein. Das stimmt. Auch ich habe „meinem“ Totem ein solches Weisstum entnommen. Nämlich, daß es Menschen gibt, die ihr Glück so lange immer wieder zum Fenster hinauswerfen, bis es sich endlich freb willig empfiehlt.

Kreuzwort-Rätsel

1		2	3		4	5		6
			7					
8	9		10					11
12		13			14	15		
		16					17	
18			19		20			21
22			23	24			25	
		26					27	
28							29	

Wagerecht: 1. Vorschlag, 4. Ragetier, 7. Stadt in Frankreich, 8. italienische Note, 10. Teil des Auges, 11. Nahrungsmittel, 12. biblische Person, 14. männlicher Vorname, 16. Fürwort, 17. Fürwort, 18. Schwimmvogel, 20. schmale Brille, 22. Umlaut, 23. Papstname, 25. Ausruf, 26. Futterweise, 28. Stadt in Frankreich, 29. griechischer Gott. Senkrecht: 1. Bibelbuch, 2. Spielart, 3. Schweizer Feld, 4. schädlicher Wurm, 5. Präposition, 6. dicker Strich, 8. Sonnengott, 9. Fläche, 11. Metall, 13. Lat. „ist“, 15. germanisches Getränk, 18. englischer Titel, 19. Hirschart, 20. Salz, 21. Federrohr, 24. Nahrungsmittel, 26. Fragewort, 27. Fürwort.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels in Nr. 160: Wagerecht: 1. England, 7. grau, 8. rüd, 10. ad, 11. Tat, 13. Ir, 14. Ter, 16. Gnu, 17. Intra, 18. Umo, 20. Rad, 22. N.C., 23. arg, 25. de, 26. Geld, 28. Ben, 30. Räuber. Senkrecht: 1. Erde, 2. Ra, 3. gut, 4. Art, 5. Ru, 6. Dein, 7. Gattung, 9. Druiden, 12. Altar, 15. Rio, 16. gar, 19. Meer, 21. Ade, 24. gib, 27. la, 29. de.

Des Gartens Blumenpracht im Sommer

Rasch war die herrliche Blütenpracht des Lenzes in Feld und Flur zu Ende. Nur vereinzelte Nachzügler begarben flüchtig die heimatischen Gefilde, ein schwacher Abglanz vergangener Herrlichkeit. Verblüht sind auch die lebensfrischen Farbertöne, die noch vor wenigen Wochen Herz und Auge entzückten. Schwermut und Mattigkeit ruhen schon auf der Landschaft. Desto reicher erglänzt jetzt der Garten, herrlich in farbenprächtigem Gewande und erhabener Schönheit; er steht auf seinem höchsten Glanzpunkte während des ganzen Jahres. Eine stattliche Schar der ausermäßigsten Kinder Floras haben sich hier unter die schübende Hand des Blumenfreundes begeben, dem sie nun aus Dankbarkeit für seine treue Obhut und sorgsame Pflege ihr Bestes und Schönstes durch einen herrlichen Blumen-schmuck darbringen. Meist sind es vornehme Schönheiten aus aller Herren Länder, die sich hier in bunter Gesellschaft zusammengefunden, deren Eltern einst „gereift auf einer andern Flur in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichen Natur“. Sie alle haben sich durch den Liebreiz ihrer Blüten das Heimatrecht bei uns erworben und sind unsere Lieblinge geworden.

Noch steht der Garten der unvergesslichen Rose, die alles, was da blüht und duftet, durch Würde und Anmut, Farbe und Wohlgeruch übertrifft. Ihr folgt im Range fast gleich die unnahbare, teufelche Lilie, das Sinnbild der Unschuld, deren weiße Blüten die Lüfte mit köstlichem Duft erfüllen. Sie vereinigen sich mit des Rittersporns hochstrebenden Rippen von tiefdunkelblauen Blüten zu einem wundervollen Farbenbilde. Dazwischen leuchtet das glühende Rot des Gartenmohnes und das warme Orange der Feuerlilie, prangt das liebliche Blau der Glodenblume in allen Abstufungen bis zum hellen Violett, glänzen die langen, gelben Wedel der Goldrute. Weiter entzünden die zarten, wunderbar gebauten Blüte der Schwertlilie, die gelbbunten Löwenmäulchen und die weißen Sterne der Margeriten, Levkoien, Nelesen und Nelken wetteifern in ihren Wonnedüften mit der Farbenpracht der andern. Alle geben dem Garten im wechselnden Spiele von Sonnenschein und Schatten ein festliches Gepränge seltener Farbenharmonie.

So beglückt die Natur im strahlenden Glanze sonniger Tage den Sommer, dessen Sonnenglut alles der Reife zum Segen der Menschheit entgegenführt. Es sind Festtage der Natur, freudige, beglückende Zeit für jedes empfängliche Gemüt, das sich an dem reichen beseligenden Blüten ergötzt und erheitert und so wenigstens auf kurze Zeit Sorgen und Kummer des Alltags verabschiedet.

Was das Herz mir schwellt mit Macht,
Was mich hold erglücken macht,
Lebt im Duft mit Allgewalt,
Der in Lüften wonnig weht.

Fr. v. Sallet. B. C.

Das Ausbrechen der Früchte bei zu starkem Behang.

Bald nach der Blüte zeigt sich der Fruchtansatz, der oft nach günstig verlaufener Blütezeit außerordentlich reichlich ist. Und schon freut sich der Gartenbesitzer über den guten Behang. Welche Hoffnungen werden da für die Zukunft wachgerufen! Doch auch hier gibt es nur zu oft bittere Enttäuschungen; denn der Baum wirft häufig einen großen Teil der kaum befruchteten Früchte ab, einfach aus dem Grunde, weil er sie nicht ernähren kann. Trotzdem bleiben immer häufig noch viel zu viel Früchte hängen, deren Ausbildung dem Baume eine riesige Kräfteanstrengung kostet und meist auf Kosten der Fruchtbarkeit im nächsten Jahre geht. Denn nur bei den allerrünstigsten Verhältnissen, namentlich wenn er über genügende Mengen Nährstoffe, vor allem über Phosphorsäure verfügt, vermag er außer den Früchten auch gleichzeitig die Fruchtknospen für das nächste Jahr auszubilden. Davon abgesehen, erreichen bei einem übermäßig großen Behang die Früchte meist nur eine mittlere Größe. Nun haben 50 große, vollkommen ausgebildete Äpfel oder Birnen sicherlich einen erheblich höheren Wert als 100 Stück mittlerer Größe. Um nur schöne, große Früchte zu erreichen, muß ein Teil derselben rechtzeitig entfernt werden. Der Eingriff in die Rechte des Baumes darf nicht zu früh erfolgen, nicht eher als die Früchte etwa die Größe einer Walnuß erreicht haben; denn vorher entledigt sich der Baum schon von selbst einer Anzahl

Früchte, die entweder frühzeitig wurmfressig geworden sind, oder sonst aus irgend einem Grunde abgeworfen werden. Bei der ersten Auslese, die etwa Mitte Juli vorgenommen werden sollte, sind zunächst alle wurmfressigen Früchte zu entfernen, sodann alle in der Entwicklung zurückgebliebenen, verkrüppelten und beschädigten. Es wäre ein schwerer Fehler, gleich das erste Mal allzu gründlich mit dem Ausbrechen vorzugehen. Es kann dann leicht eine plötzliche Saftstodung eintreten. Bei einem allmählichen Ausdünnen nehmen dann die hängenbleibenden Früchte den überschüssigen Nahrungsaft, der den andern zugute gekommen wäre, auf und entwickeln sich zusehends. Daher ist es geboten, 14 Tage nach dem ersten Ausbrechen das zweite und nach abermals 14 Tagen das dritte und letzte Ausdünnen vorzunehmen. Wenn auch das Ausbrechen der Früchte in erster Linie bei dem Normobst und namentlich beim Spalierobst, bei dem wir ganz besonders schönes, vollkommenes Tafelobst erzielen wollen, vorgenommen werden soll, so ist es auch bei dem Hochstamm edlerer Sorten angebracht. Denn Bäume, die unter der Last eines übermäßig starken Behangs zusammenzubrechen drohen, sind gerade nichts Vorbildliches. Sie erschöpfen durch diesen reichen Behang derart ihre Kraft, daß sie im folgenden Jahre überhaupt nichts tragen und wir haben dann den Nachteil davon. Deshalb sorgt der nachdenkende Obstzüchter durch Ausbrechen eines Teiles der Früchte dafür, daß seine Bäume auch im nächsten Jahre tragen.

Von der Pflege des Gartenrasens.

Von Gartenbaudirektor A. Janson.

Man sieht so wenig gepflegte Gärten. In erster Linie maßgebend ist immer der Rasen, und in dieser Beziehung wird am meisten versehen. Allerdings ist die peinliche Sauberhaltung der Wege nicht minder wichtig. Schon bei der Einsaat der Rasenflächen, besser gesagt, nach dem Aufgehen der Saat wird viel versehen. Die Grasfaat läuft auf, und wenn sie nicht rechtzeitig geschnitten wird, ersticken die feineren Gräser in den üppiger wachsenden derberen. Wird zu spät gemäht, dann werden Kahlstellen gefunden. Es ist eine leichte Arbeit, etwa alle 10–12 Tage den Rasen zu schneiden. Die Rasenmäschinen sind heute so billig, so leicht zu handhaben, daß es ein Kinderpiel ist, die Rasenfläche des Haus- und Vorgartens in Ordnung zu halten. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie so viele Hausfrauen, denen jedes Stäubchen im Zimmer und jedes Krümchen in der Küche ein Grauel ist, es Jahr für Jahr ertragen, daß das Gärthchen vor dem Hause im lüderlichen Zustande ist; obwohl es doch gewissermaßen die Visitenkarte des Besitzers für jenen ist, welcher das Haus besucht, und der erste Eindruck ist im allgemeinen der maßgebende. Es mag aber etwas anderes bedacht werden: wer ein Haus hat, hat Anteil am Stadtbilde und für das Stadtbild maßgebend ist wieder die Reinlichkeit und Sauberkeit. Das gilt auch für Gärten vor, neben und hinter dem Hause. Wenn man aber schon einmal von dieser Sache spricht, so muß auch wieder gesagt werden, daß der Rasen im Garten dessen Spiegel ist. Wie in einem sonst tadellos gehaltenen Empfangszimmer ein Spiegel den ganzen Eindruck verdirbt, wenn er nicht musterhaft blank gepunkt ist, sondern Fliegenhinterlassenschaften von Wochen aufweist, so ist auch die Rasenfläche auch des kleinsten Gartens ein Schandfleck, wenn sie verliedert ist.

Notwendig im Sinne einer guten Rasenpflege ist zunächst einmal, daß die Ränder scharf und sorgfältig abgekehrt, also abgestochen sind, daß während des Sommers sehr fleißig mit der Brausekanne begossen oder mit dem Schlauch besprüht wird. Das geschieht am besten morgens oder abends. Es muß bedacht werden, daß die Grasnarbe dem Boden viel Nährstoffe entzieht, und daher soll der Rasen gedüngt werden, wie man ja auch Obstbäume und Gemüseflanzen düngt, wenn man gut ernten will. Der Stadtbewohner ist auf künstliche Düngemittel angewiesen. Wenn es gegen den Herbst geht, etwa in den Oktober hinein, hört gewöhnlich das Interesse am Garten auf. Man soll dem Rasen aber insoweit noch Pflege geben, daß man ihn bis Ende Oktober oder auch Anfang November nach Bedarf schneidet. Geschieht das nicht, fällt der Schnee auf das langgewordene Gras, dann fault die Narbe und das Maßheur ist da.

Wie gesagt, ist der Garten und in allererster Linie seine Rasenfläche die Besuchskarte des Hausbesitzers.